

Ben Okri: Der Kriegsheiler

Einst gab es einen Mann, der war Photograph in einem vom Krieg zerrissenen Land. Er machte eine Wandlung durch, gab seinen Beruf auf und wurde so etwas wie ein Arzt und Bestatter der Toten. Er ließ sich genau in der Mitte zwischen den zwei einander bekämpfenden Gruppen nieder, in der Mitte des Schlachtfelds, und dort, während Geschöße ihm nachpiffen, bestand seine Hilfe darin, dass er Verwundete zusammenflickte und Tote begrub.

Es handelte sich um eine wahrhaft grässliche Tätigkeit. Er arbeitete allein. Oft war er blutverschmiert. Morgens, nach dem Aufwachen, ging er stets zum Schlachtfeld und begann sein schreckliches Tagwerk. Seine Dienste wurden nicht entlohnt. Den ganzen langen Tag heilte und begrub er an jenem heißen Ort, in einem Niemandsland, in der Wüstung zwischen den unversöhnlichen Feinden. Es glich einem Wunder, dass er nicht getötet wurde. Tagtäglich überlebte er all das Schießen und das Kanonengetöse. Ihm wurde keine Hilfe zuteil. Keine internationale Organisation erleichterte seine Aufgabe oder wusste, was er, völlig auf sich allein gestellt, leistete. Keine der kriegführenden Parteien hatte eine Ahnung, was er dort tat und welche Dienste er so unermüdlich erbrachte, indem er ihre Toten begrub und ihre Verwundeten zusammenflickte.

Er war Photograph gewesen, ein Betrachter. Eines Tages, übermannt vom Ekel und von der Enttäuschung wegen seiner Ohnmacht, dem Kämpfen Einhalt gebieten oder sonst etwas dagegen tun zu können, beschloss er zu helfen, indem er heilte und begrub. Seinen einsamen, nicht anerkannten Dienst vollbrachte er jahrelang. Beim Morgengrauen sah ich ihn sauber und mit einem weißen Hemd ankommen, ich sah ihn besudelt und blutbespritzt zu Mittag, und am Abend waren seine Brillengläser beschlagen von frischem und geronnenem Blut, und von seinen Händen tropfte das fettige und blutige Gewebe der Toten und der unheilbar in Stücke Zerschossenen.

Eines Tages wusste er, es wäre an der Zeit zu heiraten, und er nahm sich eine Partnerin. Sie war eine wunderbare Frau. Sein einziger Wunsch bestand darin, dass er an seinem Hochzeitstag nicht arbeiten müsste. Daher entschied er sich für einen Feiertag, von dem er annehmen konnte, dass an diesem kein Kampf stattfände, weil er heilig war für beide Seiten. Daher brach es ihm fast das Herz, als an diesem Tag, die beiden in ihrer feinsten Hochzeitsausstattung - seine Frau im weißen Brautkleid und er in seinem Trauungsanzug -, die Feinde den Kampf einem infernalischem Orchester gleich wieder aufnahmen. Unverzüglich musste er die Hochzeitszeremonie verlassen und in das Zentrum der Kampfzone eilen, um den Verwundeten zu helfen und die Toten zu begraben.

An diesem Tag lieh ihm seine Frau ihre helfende Hand, und es war ein jämmerlicher Anblick - sie in ihrem Hochzeitsgewand, dem weißen Brautkleid und den weißen Handschuhen, und er in seinem dreiteiligen Anzug -, sie derartig hart auf diesem Schlachtfeld arbeiten zu sehen, bis die weiße Hochzeitsrobe überall besudelt und schwarz war von angetrocknetem Blut und Rauch und Kot und zerfetzten Gehirnen und Innereien, die von den Kanonenkugeln in die Lüfte geschleudert wurden.

Am Abend boten sie ein Bild des Jammers in ihrem von frischem und getrocknetem Blut durchtränkten Hochzeitskleid und Hochzeitsanzug. Sie waren untröstlich ob der Ereignisse des Tages und über den Frevel an dem geheiligten Tag durch die unversöhnlichen Feinde. Niemals wieder sollten sie sich von dieser besonderen Bestialität und Wildheit des Blutvergießens und Kämpfens jenes Tages erholen.

Sie waren über alle Maßen bestürzt und daher der Versuchung ausgesetzt, dieses Schlachtfeld niemals mehr zu betreten, doch als der Tag zu Ende ging, waren sie Mann und Frau geworden und sie machte ihm bewusst, dass er diese Aufgabe auf sich genommen hatte und daher mit

dieser Arbeit, die keinen Dank einbrächte, fortfahren sollte, denn niemand sonst wüsste von den Schrecknissen, die auf dieser Wallstatt zwischen den einander bekämpfenden Feinden geschähen, und niemand sonst als er könnte Böses mit Gutem vergelten, wie er mit seinem wertvollen Dienst Böses mit Gutem vergalt.

Und so fuhr er mit gebrochenem Herzen fort, seinen Dienst inmitten des Kampfgetümmels zu versehen, ganz auf sich gestellt, die Toten zu begraben, die Verwundeten zusammenzuflicken, vom Morgenrot bis zur Abenddämmerung, die einzige Veränderung bestand darin, dass er nicht mehr einsam war. Weiterhin blieb es ein Wunder, dass er niemals verletzt oder getötet wurde von all den Geschoßen, die hinter ihm herpiffen, von all dem Schrapnell und den Bomben. Diese Tatsache wurde ihm nie bewusst, nicht während der Arbeit, nicht darnach, wenn er am Abend zu Hause saß.

Er setzte sein schreckliches und einsames Tagwerk fort, während die Jahre vergingen, auch als ihm ein Kind von seiner guten Frau geboren wurde und sich die Welt veränderte, doch der Kampf zwischen den unnachgiebigen Feinden ging weiter. Er arbeitete so lange, wie Hass und Krieg wucherten. Während sie einander ermordeten, flickte er zusammen, begrub und heilte.

In dieser Welt hörte niemand zu, kümmerte sich keiner um die Verwundeten, um das Begraben der Toten, in einem Krieg, der ewig zu währen schien.

Bei Sonnenuntergang betraten wir die Stadt der Sterbenden. Wir gingen von Haus zu Haus. Alles war, wie zu erwarten, zerstört, eine Wüstung, durchsetzt von Tod und verstecktem Leben.

Überall waren Waffenschmuggler. Die Welt war völlig in Unordnung geraten. Kleine Mafiabosse, die alles unter ihrer Kontrolle hatten, beschlagnahmten die Nahrung, die uns überlassen wurde. Sie plünderten die auf dem Luftweg gebrachten Versorgungsgüter und die Hilfslieferungen, das meiste an Nahrung verteilten sie unter sich und unter den Mitgliedern ihrer Clans.

Uns bekümmerte nichts mehr. Nahrung spielte keine Rolle. Die letzten drei Wochen war ich ohne ausgekommen. Jetzt lebe ich von Luft und vom Suchen.

Mit jedem Tag, mit dem ich schwächer werde, beginne ich mehr von dem zu entdecken, was uns umgibt. Ich sehe die Toten, all die, die aus Hunger gestorben sind. Sie sind jetzt viel zufriedener, viel glücklicher, als wir es sind, und sie sind überall, ergehen sich in ihrem schwerelosen Leben, als wäre nichts geschehen, oder als ob sie lebendiger wären als wir.

Je hungriger ich wurde, umso mehr sah ich sie - meine alten Freunde, die vor mir gestorben waren, im Kampf mit den Fliegen. Nun ernähren sie sich vom Tageslicht. Und sie betrachten uns - die Lebenden - mit so viel Barmherzigkeit und Mitleid.

Ich vermute, eben das können die Weißen nicht verstehen, wenn sie mit ihren Fernsehkameras und ihren Hilfslieferungen kommen. Sie erwarten, uns weinen zu sehen, stattdessen sehen sie, wie wir sie anstarren, ohne zu betteln, und mit einem Ausdruck unglaublicher Gleichmut in unseren Augen. Vielleicht erschrecken sie insgeheim, weil wir uns nicht fürchten, auf diese Art den letzten Atem auszuhauchen.

Jedoch nach drei Wochen des Hungers nimmt das Bewusstsein nichts mehr wahr: Du bist mehr tot als lebendig, und es ist der Wunsch der Seele, sich von diesem Leid zu verabschieden. Die Seele leidet an der Zähigkeit des Körpers.

Schon bei Tagesanbruch hatten wir die Stadt erreicht. Alle Stadtbewohner waren gestorben. Auch die Pferde und Rinder waren am Verrecken. Ich könnte sagen, dass die Luft nach Tod stank, aber das träfe nicht die Wahrheit. Es roch nach ranziger Butter und vergifteter Hitze und stinkendem Abwasser. Selbst der kraftlose Spott von Blumenduft war spürbar.

Die einzigen Stadtbewohner, die nicht tot waren, waren die Toten selbst. Sie stimmten von Glücksgefühlen durchströmte Gesänge in Chören an, stets frohlockend führten sie ihr

Familienleben weiter. Die einzigen anderen, die noch lebten, waren die Soldaten. Seit Ewigkeiten kämpften sie gegeneinander. Es schien ihnen nichts auszumachen, wie viele starben. Was ihnen etwas ausmachte, war, wie gut sie die schreckliche Mathematik des Krieges beherrschten, sodass sie die wichtigste Schlacht aller Schlachten gewinnen konnten, die um die Vorherrschaft über den herrlichen Friedhof dieses einst so schönen und entwickelten Landes geschlagen wurde.

Ich suchte nach meiner Familie und meiner Geliebten. Ich wollte wissen, ob sie gestorben waren oder überlebt hatten. Fände ich es nicht heraus, gedachte ich am letzten zerschissenen Lebensfaden festzuhalten. Hätte ich gewusst, auch sie wären tot und bräuchten mich nicht länger, stürbe ich in Frieden.

All die mir zur Verfügung stehenden Auskünfte führten mich zu dieser Stadt. Wenn meine Geliebte, meine Brüder, meine Familie irgendwo wären, dann wären sie hier. Dies ist die letzte Stadt der Welt. Jenseits ihrer verrosteten Tore liegt die Wüste. Die Wüste erstreckt sich in die Vergangenheit, in die Geschichte, in die Welt des Westens und zu den Quellen von Mangel und Hunger - dem gewaltigen Gebirge der Lieblosigkeit. Von dessen Gipfeln stimmen des Nachts die grausamen Geister der Verneinung ihre furchtbaren, die Seele verdörrenden Gesänge an. Ihre Lieder stehlen uns die Hoffnung und lassen unsere Kräfte schwinden. Ihre Gesänge sind kalt und geben uns der Reinheit des Sterbens preis. Hinter uns, in der Vergangenheit, ehe all dies geschah, war die Welt voll der Möglichkeiten. Da gab es alle Gelegenheiten, um von einer Kleinigkeit ausgehend eine lockende, neue Geschichte und Zukunft zu schaffen, hätten wir sie bloß gesehen. Jetzt aber, nach all dem, sind nur die Gesänge von den Gebirgen des Todes geblieben.

Wir suchen nach den Menschen, die wir lieben, ohne uns dessen wirklich bewusst zu sein, mit trockenen Augen. Unsere Mägen gibt es nicht mehr. Nichts gibt es mehr, nur die Suche. Wir drehen die Körper um, halten nach vertrauten Gesichtern Ausschau. Alle Gesichter wirken vertraut; der Tod machte sie mir ähnlich.

Ich setze meine Suche fort, begegne einem unvertrauten Gesicht, es ist mein Bruder. Ich senke meinen Kopf. Ich bestreue sein Fleisch mit Sand. Stunden später, in der Nähe eines ausgetrockneten Brunnens, finde ich die anderen Familienmitglieder. Meine Mutter gleicht einem Knochen, der so trocken ist, dass er nicht einmal die Fliegen zu nähren vermöchte. Ich senke meinen Kopf zweimal. Ich streue Sand auf ihre Körper und suche weiter. Es gibt noch ein Gesicht, dessen einst so vertraute Schönheit mich trösten wird. Wenn ich dieses Gesicht gefunden habe, werde ich mich den Gesängen aus den Bergen unterwerfen.

Der Sonnenuntergang begann sich abzuzeichnen, als ich von einer nicht fertig gebauten Schule ein Singen hörte. Es war der zauberhafteste Klang, den ich jemals gehört hatte und ich dachte, allein jene, die wissen, wie süß das Leben ist, können so singen, als wäre Atmen ein Gebet.

Das Singen glich dem frohgemuten Beginn der gesamten Schöpfung, dem heiligen Ja zu dem Atem und dem Licht, die alles durchströmen, die die Wasser leuchten, die Pflanzen sprießen, die Tiere durch Wald und Feld springen und streifen, Männer und Frauen Ausschau halten lassen nach den ersten Strahlen der Farben, dem Grün der Pflanzen, der Bläue des Meeres, dem Gold der Luft und dem Silber der Sterne. Hier war das wahrhafte Ende meiner Suche, die Musik, die mein trügerisches Leben krönte, ein Ende, das ich mir nicht erhoffen oder vorstellen hatte können.

Es war, als bräuchte es eine Unendlichkeit an Zeit, um zu dem Schulgebäude zu gelangen. Alle Kräfte hatte ich verbraucht, und nur der letzte Nachklang des Gesangs, der in den weiten Räumen meines Hungers widerhallte, hielt mich aufrecht. Nach vielleicht einem Jahrhundert, als sich die Geschichte wiederholte und es exakt dieselben Ereignisse erneut gab, weil niemand von uns aus den Schlüssen etwas gelernt oder hinreichend geliebt hatte, um aus der Qual zu lernen, schaffte ich es schließlich, zur Tür des Klassenzimmers zu gelangen. Aber

eine Kuh, das einzige Lebewesen, das in der Stadt übrig war, durchschritt die Tür, ehe ich es tat. Sie muss ebenfalls von dem Gesang angezogen worden sein. Die Kuh betrat den Raum und ich folgte.

Draußen wurde der Platz von Toten in Anspruch genommen. Nur, hier war die Luft nicht vom Tod geschwängert. Die Luft roch nach Gebet. Die Gebete stanken mehr als alle Tode. Allein, die Toten im Raum waren anders tot als die Körper draußen. Die Toten in der Schule waren - verzeih das Paradox - lebendig. Ich kenne kein anderes Wort, um die Stimmung zu erklären. Mir war, als hätten sie diesen Platz geheiligt, weil sie während ihrer letzten Atemzüge nicht an sich selbst gedacht hatten, sondern an all jene Menschen, die dem Leid unterworfen sind. Ich fühlte, so musste es gewesen sein, weil ich feststellte, dass ich genau dasselbe tat. Ich kroch in einen Winkel, lehnte mich gegen eine Mauer und bemerkte, dass ich für die gesamte Menschheit betete.

Ich betete - mit dem Bewusstsein, dass Gebete wahrscheinlich die höchste Vergeudung von Zeit sind - aber ich betete für alles, was lebte, für Berge und Bäume, für Tiere und Ströme und für Menschen, wo immer sie sein mochten. Ich hörte den gewaltigen Schrei der Seelenqualen der gesamten Menschheit ebenso wie ihre Lieder der Hoffnung. Und auch ich begann zu singen, ohne dabei meinen Mund zu bewegen, denn es fehlte mir die Kraft. Während des ganzen Abends sang ich. Und als ich auf den Körper neben mir blickte und die unvertraute Reinheit auf dem Gesicht als die meiner Geliebten erkannte - sang ich mich zur Erkenntnis. Ich sang tonlos, selbst als ein warmherziger weißer Mann das Schulgebäude mit einer Fernsehkamera betrat und, weinend, den Raum voll Toter für die Welt aufnahm - da hoffte ich, er würde auch meinen Gesang aufnehmen.

Rund um mich waren die Toten versammelt, lächelnd, heiter. Sie drängten mich nicht, sie freuten sich lediglich still und innig. Keiner forderte mich auf, zu ihnen zu eilen, sie überließen mir die Entscheidung. Welche Wahlmöglichkeiten hatte ich? Das menschliche Leben - voll Gier und Bitternis, düster, beschränkt, überreglementiert und gefühllos, aber auch sanft und wunderbar, doch ... das menschliche Leben hatte mich betrogen. Außerdem gab es in mir nichts, was noch zu retten war. Selbst meine Seele verhungerte.

Zum letzten Mal öffnete ich meine Augen. Ich sah die Kameras auf uns alle gerichtet. Für sie waren wir die Toten. Als mein Blick das schmerzhaft gleißende Licht durchdrang, waren jene die Toten, ausgesetzt in einer Welt ohne Mitleid oder Liebe.

Während die Kuh in dem unübersehbaren Elend herumstapfte, muss es jenen Leuten, die das alles aufzeichneten, verrückt erschienen sein, dass ich es mir unter den Toten so bequem gemacht hatte. Ja, das hatte ich. Ich legte mich hin und hielt die Hand meiner Geliebten. Mit einem schmerzhaften Atemzug, einem Keuchen und einem Lächeln ließ ich mich fallen.

Das Lächeln muss die Reporter verwirrt haben. Hätten sie meine Sprache verstanden, hätten sie gewusst, dass dies meine Art war, mich zu verabschieden.

Übertragen aus dem Englischen von Helmuth A. Niederle

Ben Okri, geb. 1955 im zentralnigerianischen Bendel State in der Stadt Minna, kam im Alter von zwei Jahren mit seinen Eltern nach London, kehrte 1966 nach Nigeria zurück, wuchs in Ibadan, Ikenne und Lagos auf, absolvierte die Höhere Schule am Urhobo College in Warri und begann in dieser Zeit auch zu schreiben. 1978 kehrte er nach London zurück, wo er, unterbrochen nur durch kurze Reisen in sein Heimatland, bis heute lebt und arbeitet. 1991 wurde er für seinen Roman "The Famished Road" ("Die hungrige Straße") mit dem Booker Prize ausgezeichnet. Der abgedruckte Text wurde von Ben Okri dem Übersetzer zur Verfügung gestellt.

